

Kindheit auf dem Bauernhof im Schwarzwald vor 100 Jahren

Ein wenig beachtetes Thema der Volkskunde

Karl Volk

„Mikrohistorie“, „Historisches Klein-Klein“, „Feld-Wald- und Wiesengeschichte“ – so wurde hier und da schon zu Unrecht verhöhnt, was wir im Folgenden betreiben wollen. Wie gestaltete sich in der bäuerlichen Gesellschaft das Leben der Kinder? Wo war ihr Spielplatz?

Im Hof und um den Hof herum. Nur nicht an gefährlichen Stellen, in nächster Nähe am Löschweiher nicht, im Stall nicht, auf der Heubühne nicht, in der Küche nicht, wenn die „Tränke“ für die Kühe und die Schweine angerichtet wurde, da hätte ein Kind in einen Kübel fallen und sich „verbrühen“ können, wofür es leider Beispiele gibt. Das sagte man den Kindern sehr früh. Genau genommen war der ganze Hof ihr Spielplatz, aber Zeit zum Spielen hatten nur die Kleinkinder, solange ihre Kraft zur Handhabung von Heugabel und Rechen noch nicht reichte. Schon im frühen Kindesalter wurden sie zu Arbeiten herangezogen, die Stube zu kehren, gespaltenes Holz vom Schopf in die Küche zu tragen, beim Abwaschen zu helfen. Durften sie mit aufs Feld oder in den Wald, so war dort ihr Spielplatz. Im Wald konnten sie Verstecken spielen und sich Hütten einrichten. Geradezu magnetische Anziehungskraft hatte das Wasser in den Gräben, und dementsprechend sahen bald Kleider, Gesicht und Hände aus. Und woher kam das Spielzeug? Das machten sich die Kinder selbst aus dem Rohmaterial der Natur. Künstliche „Spielsachen“ standen bei den Eltern nicht hoch im Kurs. Dafür fehlte das Geld, selbst sonst wohlwollende Großeltern gaben sich zurückhaltend. Vom pädagogischen Wert des Spielens hielt man nicht viel, wenn man sich überhaupt darüber Gedanken machte. Spielen hatte keinen „Wert“, „das braucht man nicht“, was in unserm Dialekt schon durch das despektierlich gemeinte Verb „gägele“ zum Ausdruck kam. Was man tat, musste einen Sinn haben, musste von der Notwendigkeit diktiert sein, schrieb die Natur vor, musste einen Vorteil bringen. Und nichts wurde von einem Bauern schärfer abgelehnt als etwas zu tun, was keinen Wert hatte.

Aber Kinder, ließ man sie nur gewähren, wussten sich zu helfen. Ich kann aus einer Quelle schöpfen, für die ich selbst



*Berta Volk – Mutter
des Autors*

die Anregung gab. Es sind Erinnerungen meiner Mutter, Jahrgang 1912, die auf meine Bitte hin die Geschichte der Höfe in Gremmelsbach, soweit sie sie kannte, niederschrieb, darin auf zwei Seiten auch ihre eigenen Kindheitserlebnisse. Es handelt sich um eine nicht zu verachtende Geschichtsquelle: Kinderspiele und gleichzeitig harte bäuerliche Arbeit, miterlebt, in der Erinnerung bewahrt und mit 80 Jahren aufgezeichnet: gewiss eine Rarität.

In Betracht zu ziehen ist zuvor die geschichtliche Situation. Es ist der Augenblick, da die jahrtausendalte Binnenkolonisation Europas an ihr Ende gekommen war. Ursprüngliche, noch im Urzustand belassene Natur wurde in Kulturland umgestaltet. Die Rodung schier unermesslicher Waldflächen, die die Besiedelung des Landes ermöglichte und Auswanderung lange verhindern half, die die Grundlage für die Ernährung der Stadtbevölkerung in Mittelalter und Neuzeit bedeutete, war hier auf engstem Raum zu erleben. Eine gewisse Waldreserve für Bauholz, Brennholz, Holzkohle, Harz, Waldfrüchte, Wild und

Vogelwelt musste jedoch erhalten bleiben. Darüber hatte die Obrigkeit zu wachen.

Hier erkennen wir noch die letzten Ausläufer. Ein letztes Mal wurde vor 1900 und kurz danach felsiges Gelände geglättet, in Wiesenfläche und Ackerland umgewandelt. Erwähnenswert ist die topographische Gegebenheit am Übergang des Schwarzwaldes mit seinen steilen, tiefen V-Tälern zu den flachen Hochtälern der Donau zu. Hier hatte sich noch ein Rest des Urzustandes erhalten, wenn man so will, seit Erschaffung der Welt. Meine Großmutter, die auf den „Unteren Schafberg“ in Gremmelsbach einheiratete, hatte sich von Anfang an das Ziel gesteckt, die ganze Hoffläche urbar zu machen. Weiß Gott, ein gigantisches Unternehmen. Ein Vorhaben für eine Generation. Alles in Handarbeit, versteht sich, zunächst den Wildwuchs, Hecken, Sträucher, einzeln stehende Bäume beseitigen, schließlich einen Sumpf mit einer Drainageleitung trockenlegen, das abfließende Wasser machte einen dünnen Hang



Reste eines vor Jahrzehnten noch mächtigen Steinhauens

fruchtbar, die Hauptarbeit danach, Steine ausgraben, sie auf einen Steinhau (,,Steinmauer“ genannt) zu bringen, eine solche Strapaze war das, dass sie am Abend die Finger „nicht mehr gerade brachten“ – ihr Ausdruck. Aber sie, das heißt die ganze Familie, ließ nicht locker, bis das Werk vollendet war. Auf diesem Höfchen kann ich noch die Reste von fünf solcher „Mauern“ zeigen. Teilweise sind die Steine zum Bauen verwendet worden, teilweise sind sie auch mit Moos und Hecken überwachsen. Aber sichtbar alle noch.

Wir können den Großeltern unsere Fragen dazu nicht mehr stellen, den Letzten, die die Reste des un bebauten Landes rodeten, um dem Hunger zu wehren. Ein Stückchen Ackerland zu gewinnen war gewiss das einzige Motiv für die Schinderei. Ein anderes, womit wir heute Beruf und Arbeit, selbst die Freizeitbeschäftigung verbinden, können wir mit Sicherheit ausschließen: nach „Selbstverwirklichung“ stand ihnen der Sinn nicht. Denn am Ende waren ein gekrümmter Rücken, ein zerschundener Körper ihr Los. Wenn auch banal, so ist doch richtig: Sie werden gewusst haben, dass von nichts nichts kommt. Kaum zu erforschen, ob Gedanken von Dichtern und Philosophen vor ihrer Zeit über Selbstwert und Persönlichkeitsbildung zu ihnen vordrangen, gar Stolz auf das Werk erwachsen konnte. Denn wer rodet und siedelt, erzählt davon, legt aber kein Archiv an. Am ehesten wäre zu erwarten, dass von der Kanzel Hilfe kam, ein Leben in Mühsal Wert und Würde des Menschen erhöht, ja dieses Leben, dem man nicht entfliehen sollte, als eine mögliche Weise des Gottesdienstes, sogar als Fortsetzung der Schöpfung aufgefasst werden konnte.

Wir wollen wieder festen Boden betreten. Woran heute niemand mehr denkt: Das brachte Veränderungen auch ins Leben der Kinder, das wir zu unserem Thema machen, und dabei liegen wir, wie gesagt, keineswegs außerhalb des Interesses der modernen Geschichtswissenschaft, von der schöngeistigen Literatur zu schweigen. Sie hat den Alltag in den Blick genommen, den vielen Namenlosen ein Gesicht zu geben versucht. Einzelnen, Tagelöhnern, Kleinbauern, Waldarbeitern, Störhandwerkern ... Das naturbelassene Land konnte bisher immerhin noch als Weideland genutzt werden, das Vieh fand zwischen „gewachsenem“ Gestein und Hecken noch genug Gras, für die Kinder war es das Paradies. Erst richtig interessant wurde es, wenn mehrere Geschwister beieinander waren. Weide ohne angrenzendes Ackerland, von dem das Vieh fernzuhalten war, bedeutete müheloses Hüten, selbst auf die (schwierigen) flinken Ziegen brauchte man kaum aufzupassen. Mit einem Bündel Stroh, heimlich von zu Hause mitgenommen, machte man es sich unter einer Baumgruppe bequem. Spielzeug? Das bastelten sie selbst, und schon das war ein Teil des Spielens. Es war die bäuerliche Welt im Kleinen. Aus Tannenzapfen wurden Kühe und Ochsen, aus Föhrenzapfen, im Dialekt „Fohrewaggili“, entstanden Schafe, Kälber und Geißen. In die Schuppen steckten die Kinder kleine Stäbchen, die Beine. Der Küchenherd wurde aus Steinchen gebaut, für Teller und Schüsseln wurden Blumen verwendet, ja, Kinder sind erfinderisch. Den Strohsitz fand sehr schnell auch Ungeziefer als

angenehmen Wohnraum und der war dann zu nichts mehr nütze. In dieser natürlichen, seligen Spielwelt – die Mutter wählte das Wort „Kinderparadies“ – war das Vieh Nebensache, man sagte dann, man habe „gut hüten“. Und wenn es auch einmal die Grenze überschritt, sollte das zwar nicht sein, war aber bei einem gutmütigen Nachbarn keine Katastrophe.

Wurde die Veränderung durch die „Kulturarbeit“ für die Kinder spürbar? Ja, sie erschwerte das Hüten enorm. Die große, nicht kultivierte Fläche gehörte uneingeschränkt den Kindern und dem Vieh. Sie wurde jetzt Stück für Stück verkleinert. Die Hirtenkinder mussten das neu gewonnene Ackerland vor dem Vieh schützen, und besonders die Geißen waren im Auge zu behalten. Die allgemeine Erkenntnis, dass Kultur (auch hier) nicht von Arbeit befreit, sondern neue bringt, wurde Kindern so bewusst.

Bei Langeweile half gelegentlich ein Buch oder ein Bauernkalender. Gegen alle Vorschrift von zu Hause. Denn Strohflechten gehörte auch dazu, ja selbst Hausaufgaben, das Auswendiglernen von Gedichten und Erzählungen aus der Bibel. Einmal achtete das Hirtenmädchen nicht auf sein Geographieheft und fand es zu seinem Schrecken im Maul einer Kuh wieder. Das Heft war der Kuh noch zu entreißen, der Umschlag aber nicht mehr zu retten. Dass man für die Weide keine Schuhe brauchte, war selbstverständlich. Die Fußsohlen wurden im Sommer hart wie Leder, waren allerdings im späteren Herbst auch kälte-durchlässig. Nicht auf jedem Feld wie hier stand Regenwasser in Tümpeln, das noch angenehm warm war, sodass man die Füße darin wärmen konnte.

Ansonsten gaben Jahreszeit und Wetter die Arbeit wie eh und je vor. Bei Regenwetter wollte das Vieh in den Stall, ebenso wenn es in der Hitze vom Ungeziefer geplagt wurde. Das durfte nicht sein, das Vieh musste sich daran gewöhnen, sonst wäre es auf Dauer nicht auf der Weide zu halten gewesen. Anders bei Gewittern, die Mensch und Tier gleichermaßen fürchteten. Im Normalfall musste das Vieh auf das „Einfahren“ warten, bis mangels Taschen- oder Armbanduhr das Signal mit dem Horn, einem echten Horn eines Ochsen, gegeben wurde, ein wenig schöner Ton, unmusikalisch dazu, dem Röhren eines Hirsches ähnlich.

Geschichtliche Erkenntnis? Dauernder Wandel in 100 Jahren. Nichts mehr ist wie früher. Alles ist anders. Und vieles gibt es überhaupt nicht mehr. Man kann hinsehen, wohin man will. Die hier gerodete Fläche hat sich zwar der Wald noch nicht zurückgeholt, aber Früchte werden darauf nicht mehr gepflanzt, und das Gras frisst das Vieh von einem anderen, viel

größeren Hof. In unserem Hof wird keine Goldi, Gemsi, Blüemi oder Strießi und kein Nägili mehr gehalten. Und deshalb brauchts's den sorgenvollen Blick auf den Wolkenhimmel nicht mehr. Eine Maschine leistet in Stunden, wofür früher Scharen von Menschen nötig waren, und die arbeiteten selbst in der größten Hitze tagelang. Je nach der Dauer gleichbleibender Witterung wurde in der Kirche um gedeihlichen Regen oder Sonnenschein für die Feldfrüchte gebetet.

Der Klimawandel ruft die Erinnerung daran wieder wach. Kinder haben schwere Arbeit nicht mehr zu fürchten. Im „Volksschulalter“, um es altmodisch zu sagen, sieht man sie schon auf Traktoren. Spielzeug haben viele in Hülle und Fülle, sodass sie zu Einzelstücken, zur Puppe, zum Bärchen ein tieferes Verhältnis kaum mehr entwickeln können. Radfahren, schon mit vier und fünf Jahren auf dem Kinderfahrrädchen gelernt, kein Problem mehr. Kindgemäße (?) Fernsehsendungen im Kika sollen ihre Phantasie anregen, die Langweile vertreiben. Gepflegte Geselligkeit, wenn Abends Nachbarn „z'Liecht“ kamen, Frauen Stroh flochten oder Wolle spannen, Männer am Stubentisch Cego spielten, nebenher Fragen zur Gemeindepolitik erörterten, „Spezialisten“ Geistergeschichten erzählten: dies ist Geschichte geworden. So wurden Kinder ins Leben eingeführt. Der viel weitere Schulweg in eine zentrale Schule wird im Bus zurückgelegt. Zum Viehhüten müssen sie nicht mehr möglichst früh wieder zu Hause sein. Das besorgt der elektrische Weidezaun. Langeweile vertreibt der Computer, moderne Technik können Kinder wendiger bedienen als viele Erwachsene, selbstbewusst zeigen es Enkel ihren Großeltern. Auch wenn man die Gefahr zu früher Abhängigkeit befürchten muss, ohne Elektronik geht nichts mehr, früher genügten Rechnen, Lesen und Schreiben. Das ist vorbei. Die Welt der Kinder werden die Volkskultur und Soziologie mehr als bisher in ihre Betrachtungen einzubeziehen haben.